Trübe und lichte Tage.

Novelle von Clarissa Lohde.

(3. Fortsetzung.)

VI.

Es war Empfangstag bei Frau Altenburg. Dora, in elegantester Toilette, lehnte im Fauteuil am Kamin; die Visiten lösten sich unaufhörlich ab, es war ein Kommen und Gehen, ein Lächeln und Grüßen, dazwischen ein leichtes Geplauder über dieses und über jenes Ereigniß, diese Opernvorstellung und jenes Concert.

Dora, die sehr schön in einem ganz neuen, enganschließenden Sammetkleide von schwarzer Farbe aussah, war anfangs ungewöhnlich gesprächig und liebenswürdig, zeigte aber schließlich eine recht ermüdete, ja abgespannte Miene. Sie hatte heute bestimmt erwartet, auch Johannes werde unter den Aufwartenden sein; aber er gerade, für den sie sich eigentlich allein geschmückt hatte, erschien nicht. Der Mann, den sie einst so schnöde verrathen, dessen große Liebe sie so leichtsinnig fortgeworfen hatte, fing jetzt an, seit er wieder in den Kreis ihres Lebens getreten war, alle ihre Gedanken zu beschäftigen, ihr erstarrendes Herz auf's Neue zu beleben. Daß sie ihm Schmerz bereitet hatte, großen Schmerz, dessen war sie sich bewußt, schon bewußt gewesen, als der treulose Freund sie, die willig Hingebende, zum ersten Male in stürmischer Leidenschaft an's Herz gezogen; wie schmerzlich tief ihn aber ihr Verrath getroffen, das freilich ahnte sie nicht. Dazu war ihr ganzes Empfinden von jeher zu oberflächlich, zu sehr auf das Aeußere gerichtet gewesen.

Schon seit ihrer Jugend hatte es sie hinausgedrängt aus den Verhältnissen des Vaterhauses. Mit dem Tode von Max Lienhart schienen indessen alle solche Hoffnungen für sie vernichtet. Hatte doch der Glanz, der sich um den Namen des genialen, jungen Künstlers zu breiten begann, nicht wenig zu dem Siege beigetragen, den dieser im Herzen Dora's auf Kosten des Freundes errungen. Nun hatte sie Beide verloren, und Schmerz und Groll über sich und das Geschick steigerten sich zu dem ruhelosen Verlangen in ihr, das Ziel, das sie sich vorgesetzt, nun doch und trotz Allem zu erreichen. — Und sie erreichte es wirklich. Wie pries man ihr Glück, als der reiche Altenburg, der sie in einer Gesellschaft Berlins, wo man sie ihres schönen Klavierspiels wegen einzuladen pflegte, kennen und lieben gelernt hatte, um ihre Hand sich bewarb! Ja, sie selbst pries sich mit voller Ueberzeugung glücklich. Wurde ihr doch Alles jetzt zu Füßen gelegt, wonach ihre nach Glanz und Genuß dürstende Seele verlangte. Wie die früher von ihr beneideten Damen konnte auch sie jetzt in prächtigen Gewändern, im Schmuck von Perlen und Brillanten durch prächtige Gesellschaftsräume dahinrauschen — wo aber war das Glück, auf das sie gehofft? — Eine seltsame Leere und Oede war nach und nach in ihre Seele eingezogen, die alle Fülle, aller Glanz, alle Zerstreuungen nicht auszufüllen vermochten. Eigene Kinder, die das schlummernde Herz des Weibes hätten wecken können, versagte ihr der Schöpfer; die schon halb herangewachsene Stieftochter entzog ihr der Zuschnitt der Verhältnisse ihres reichen Hauses. Die Erzieherin, die gleich nach dem Tode von Melanie's Mutter die Sorge für deren Ausbildung übernommen hatte, blieb nach Wunsch des Vaters auch nach dessen zweiter Vermählung bei derselben. Pflichtgetreu bis zur Pedanterie, überwachte das brave, ältliche und sehr gelehrte Fräulein jeden Schritt ihres Zöglings. Selbst aber ungemein trocken und verwelkten Gemüths, blieb diese Seite in Melanie selbstverständlich gleichfalls unbebaut. Welch ein reiches Feld der Bethätigung hätte da eine edle, in Gemüth und Herz gebildete Mutter gefunden? Dora aber, kühl, zurückhaltend, dabei mit einer zunehmenden Ruhelosigkeit in die Zerstreuungen, in das gesellschaftlich leere Treiben ihrer Kreise sich stürzend, fand sie für diese zartere Pflege des fröhlich und gesund heranwachsenden Mädchens keine Zeit. Dennoch liebte Dora ihre Stieftochter, liebte sie auf ihre Art, d. h. war ihr in Allem freundlich zu Willen, und freute sich ohne Neid an dem immer holder sich entwickelnden Reiz ihrer Erscheinung. Sie wünschte aufrichtig das Glück Melanie's und suchte es anzustreben, so weit ihre lässige Natur es ihr erlaubte.

Freilich, diese Lässigkeit war nur der hüllende Schleier, der vor der Welt den Schmerz und die Enttäuschung, die in ihrer Seele wohnten, zu verbergen bestimmt war. War sie doch in ihrer Eitelkeit aufs tiefste verletzt, da sie sehen mußte, wie der einst in heißer Leidenschaft für sie entbrannte Mann, der alternde Gatte, dem sie ihre Schönheit und Jugend dahingegeben, so bald ihrer müde geworden, in kleinen Leidenschaften sich verzehrte, und jetzt der Sklave eines Weibes war, dem sie an Jugend und äußerem Reize sich überlegen wußte, und das doch besser als sie den veränderlichen Mann zu fesseln verstand. Nie aber hatte sie diese Demüthigung, diesen Mangel an Glück bitterer empfunden, als seit sie Johannes wiedergesehen! Sie empfand sehr bald die Macht seiner edlen, in sich abgeschlossenen Persönlichkeit und begriff, welch eine Kluft zwischen dem Leben lag, das ihr an dieses Mannes Seite geblüht hätte und ihrem jetzigen! Mit voller Klarheit gestand sie sich ein, das Glück, dessen Werth sie jetzt erst zu schätzen wußte, in thörichter Unwissenheit von sich geworfen zu haben, als es sich ihr genaht. — Und Johannes war unvermählt geblieben! — Er hatte sie also nicht vergessen. — Gab sein Erbleichen, seine Bewegung, als er so unerwartet sie wiedergesehen, nicht Zeugniß davon? — Ja, hätte er sie selbst als die Zerstörerin seines Lebens zu hassen gelernt, — Haß und Liebe, wie nahe wohnen dieselben im Menschenherzen beisammen? Sie wußte nicht, was sie eigentlich hoffte — aber sie hoffte und neue Bewegung, neues Leben kam in das Einerlei ihrer Tage und gab denselben einen freundlicheren Glanz. Ihr Fühlen und Denken drehte sich bald nur um ihn. Mit welcher Sehnsucht sie ihn heute erwartete? — und er blieb aus. Alle ihre Freudigkeit war damit dahin. Die letzten Besucher wurden schon ein wenig kühl abgefertigt.

Zu diesen zählten auch die Räthin Franzius und ihre Tochter. Dora nickte ihrer Schwägerin leicht zu, bat sie Platz zu nehmen, fragte sie nach diesem und jenem, hörte aber kaum darauf, was dieselbe antwortete. Adelaide war zu Melanie getreten, die in einem Kreise junger Damen sich lebhaft über die Ereignisse eines kürzlich besuchten Maskenballes unterhielt. Das Gespräch verstummte bei der Annäherung Adelaide's; Melanie stellte nicht ohne einige Befangenheit die sehr schlicht gekleidete Cousine vor, und setzte ein wenig ihre Protektormiene, die Miene des reichen Mädchens auf, als sie dieselbe anredete: „Du warst ja so lange nicht hier, warum kamst Du denn nicht einmal, mit mir zu musiziren?“

„Mama war längere Zeit nicht wohl,“ entgegnete Adelaide, „ich konnte und mochte sie nicht allein lassen; von Euch aber ließ sich Niemand in der Zeit sehen, weder Deine Mutter noch Du!“

Trotz des sanften Tones, in dem das gesagt wurde, klang doch ein Vorwurf hindurch. Melanie erröthete und entgegnete entschuldigend:

„Jawohl, ich erinnere mich, wir hörten von Tante's Krankheit und wollten auch alle Tage bei Euch versprechen, uns zu erkundigen. Aber es war wirklich unmöglich. Du weißt nicht, wie die Zeit dahingeht, besonders in der Saison —“

Sie sah dabei auf ihre Freundinnen, sie wie zur Bestätigung ihrer Bemerkung auffordernd. Eine hübsche Blondine mit keckem Stumpfnäschen fiel denn auch gleich zustimmend ein:

„Wahrhaftig, jede Minute gehört jetzt dem Amüsement —“

„Und wenn es das Amüsement noch allein wäre!“ klagte eine Andere. „Aber dann auch noch die Studien. Eben komme ich aus dem Atelier, wo ich zwei Stunden gemalt habe; nach Tisch zwischen 6 und 7 höre ich einen Vortrag über das Aesthetisch-Schöne in der Kunst, und Abends gehe ich mit den Eltern auf den Ball des Geheimraths Froben, wo Ihr auch Alle seid. Ist das wohl auszuhalten?“

„Was meinst Du zu einer Reitparthie morgen, Melanie?“ rief eine Dritte. „Das erfrischt doch ein wenig, selbst wenn man auch nur auf die Manege angewiesen ist.“

So ging das Geplauder weiter, Adelaide stand stumm dabei: sie vermochte nicht mitzureden und war froh, als die Mutter ihr zum Aufbruch winkte. Melanie begleitete Tante und Cousine bis zur Thür:

„Nicht wahr, nun aber kommst Du bald einmal, Adelaide? Du erlaubst es doch Tante, daß Adelaide wieder einmal mit mir musizirt?“

„Gerne, wenn Du es wünschest, Melanie,“ entgegnete die Räthin freundlich.

„Wann aber treffe ich Dich zu Hause, ohne Dich zu stören?“ fragte Adelaide.

Melanie sann nach, erröthete dann abermals und meinte:

„In diesem Augenblick kann ich Dir freilich keine Stunde bestimmen. Aber versuche es nur, mich zu treffen.“

„Zum Versuchen fehlt mir leider die Zeit.“

„Du findest doch aber eher Zeit als ich; mein Tag ist vom Morgen bis zum Abend besetzt.“

„Adelaide aber,“ fiel die Räthin ernst ein, „muß, wie Du wohl weißt, Stunden geben. Wünschest Du ihren Besuch wirklich an einem Tage, so wirst Du wohl die Freundlichkeit haben müssen, es sie wissen zu lassen.“

Damit ging sie, überzeugt, daß diese Benachrichtigung, wie der Wunsch Melanie's überhaupt, Adelaide bei sich zu sehen, sehr bald von ihr wieder vergessen sein würde.

Beim Mittagsmahl, das heute allein eingenommen wurde, fiel dem Banquier das müde Aussehen seiner Gattin auf:

„Es waren wohl viele Besucher hier?“ fragte er, wie immer bestrebt, es an der äußeren Aufmerksamkeit gegen seine Frau nicht fehlen zu lassen: „Du siehst angegriffen aus, Dora!“

„Es sind heute in der That recht viel Leute hier gewesen.“

„Zahllose,“ fügte Melanie seufzend hinzu. Auch sie fühlte Ermüdung. Mit der Mutter hatte sie Einen, auf dessen Kommen sie gehofft, vergeblich erwartet, und mit dieser Enttäuschung kam auch ihr die ganze Langeweile solches Visitentages zum Bewußtsein.

„Deine Schwester und Adelaide waren auch hier,“ fuhr Dora fort, da sie es für ihre Pflicht hielt, von dem Besuche der Verwandten, die ihren Gatten fast nie sahen, diesem zu berichten.

„So?“ fragte der Banquier gedehnt. — „Was wollen die schon wieder hier?“

„Schon wieder? — Sie waren seit Weihnachten nicht hier, und glaubten nun, im neuen Jahr sich doch einmal zeigen zu müssen. — Deine Schwester ist übrigens leidend gewesen.“

„Natürlich!“ meinte der Banquier achselzuckend. — „Sie kommen ja nie ohne die Tasche voll Klagen!“

„Man scheint es übel vermerkt zu haben, daß wir von der Krankheit Deiner Schwester keine Notiz genommen. Wenigstens hat Adelaide gegen Melanie eine Aeußerung fallen lassen, die einem Vorwurf sehr gleich sieht.“

„Auch das noch,“ rief der Banquier ärgerlich. — „Haben keinen Heller in der Tasche, verlangen immer offene Hände bei mir, und machen noch Prätensionen. Als wenn man Zeit hätte, bei ihnen zu antichambriren und Besuche abzustatten, wenn Eine oder die Andere den Schnupfen hat und sich in's Bett legt.“ —

„Wir werden nun aber doch die Beiden einmal wieder einladen müssen,“ fiel Dora in ihrer ruhig gleichmäßigen Weise ein, die sie immer ihrem Gatten gegenüber beibehielt, wissend, daß sie am besten mit ihm fertig wurde. „Was meinst Du, wenn wir sie zum Freitag zu unserer Soiree einlüden.“

„Ach ja, bitte Papa!“ stimmte jetzt auch Melanie zu, deren gutes Herz mitsprach, und die heute, obwohl an derlei Aeußerungen ihres Vaters gewöhnt, dieselben doch ziemlich zu empfinden begann. Der Banquier, der in seinem lebhaften Gefühl für weibliche Schönheit auch ein wenig in seine anmuthige Tochter verliebt war, winkte ihr freundlich einwilligend zu: „Nun, meinetwegen! — Nur das sage ich Euch, tragt Ihr Sorge dafür, daß Adelaide tanzt. Ich mag für die alte Jungfer keine Tänzer mehr herbeischleppen.“

„O Papa!“ rief Melanie jetzt vorwurfsvoll. — „Adelaide ist ein so gutes Mädchen, sie kann doch wahrlich nicht dafür, daß sie noch nicht geheirathet hat.“

„Freilich nicht! Wer wird die denn mögen! Häßliche und langweilige Frauenzimmer bekommen natürlich keinen Mann.“

„O doch, sobald sie nur Geld haben,“ fiel Dora mit leisem Spotte ein. „Das freilich fehlt Adelaiden“ —

„Und noch manches mehr,“ meinte der Banquier. —

„Mein Goldkind, die Melanie,“ und er streichelte seiner Tochter die Wangen, „die würde, ich wette, nie sitzen bleiben, und wenn sie keinen Heller im Vermögen hätte. Aber sie ist auch meine Tochter —“

Melanie stieg das Blut bis in die Stirn. Zum erstenmale berührte sie das Lob des Vaters unangenehm. Auch als sie nach aufgehobener Tafel allein in ihrem Zimmer war, konnte sie noch immer das Gefühl des Mißbehagens, das ihr das Tischgespräch bereitet hatte, nicht loswerden. Was würde er, Grieben, dazu sagen, wenn er zufällig Zeuge dieser Scene gewesen? ging es ihr durch die Seele. Oft, ja immer fast, wenn ihr jetzt irgend etwas sie Beunruhigendes begegnete, dachte sie an ihn! — Sie wußte nach mancherlei Gesprächen, die sie mit ihm zu führen Gelegenheit gehabt hatte, welch hohe Anforderungen er an den Menschen stellte, wie streng sein Urtheil über verschiedene Dinge, die sie leicht zu nehmen gewohnt war. Wie schwer mußte es sein, ihn zu befriedigen — und ach wie weit, wie unendlich weit war sie von dem weiblichen Ideale entfernt, das in seiner Seele leben mochte! Wie gern strebte ich diesem Ideale ähnlich zu werden, seufzte sie, — aber ich stehe hier so einsam in diesem Streben. — Ja, wenn ich an ihn mich anlehnen, von seiner festen Hand geleitet durch das Leben gehen könnte! — Aber er steht zu hoch, zu stolz über mir. Er wird sich nie die Mühe geben wollen, mich zu sich emporzuziehen, mich, das Weltkind wie er neulich scherzend und doch zugleich mit so bedeutsamen Ernst mich nannte. — Wollen Sie! sagte er. — Ich will — ja, ich will aber die Kraft, die finde ich nicht, es sei denn ich erhielte sie durch ihn, durch seine Liebe!

Und heiß erröthend barg sie das Haupt in die Kissen des Sophas, mit geschlossenen Augen sich den Träumen hingebend, die Gott Amor, der liebliche und zugleich so strenge Gott, ihr in das Ohr flüsterte.

VII.

„Sie haben recht gut gesungen, Melanie; Ihre Stimme klingt so klar wie seit lange nicht,“ bemerkte einige Tage darauf Frau Mosch mit beifälligem Kopfnicken zu ihrer Schülerin. „Leider muß ich heute gerade unsere Gesangsstunde ein wenig abkürzen. Ich erwarte meinen Vetter Johannes zu einer geschäftlichen Rücksprache.“

Melanie beugte sich über ihre Noten, sie hastig in die Mappe legend, um die heiße Röthe zu verbergen, die ihr bei der Nennung seines Namens in's Antlitz schoß. — Hulda beobachtete sie mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln. Welche Thorheit von dem Kinde zu glauben, ein Mann wie Johannes könne sich wirklich für sie interessiren! Im selben Augenblick ertönte die Korridorglocke, und ehe noch Melanie einen Entschluß fassen konnte, ob sie gehen, ob sie seinen Eintritt erwarten sollte, stand Johannes schon im Zimmer vor ihr.

Eine angenehme Ueberraschung malte sich bei Melanie's Anblick auf seinen Zügen: „Welche unverhoffte Freude!“ begrüßte er sie. „Ich habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, mein Fräulein.“

„Das ist allein Ihre Schuld, Herr Professor!“ entgegnete Melanie, ihm mit ihren klaren Augen offen in's Antlitz sehend. — „Sie waren so lange nicht bei uns!“ —

Er antwortete mit einem leichten Seufzer:

„Ja, wenn man immer das könnte, was man möchte! — Aber das Leben ist so ernst und fordert so häufig die Entsagung auch unserer liebsten Wünsche. Sie freilich, Fräulein Melanie, können das kaum begreifen, für Sie hat das Leben nur Licht und Sonnenschein!“

„Und das ist gut,“ fiel Hulda ihm in's Wort, „Melanie's Lebenszweck ist vorläufig auch noch allein der, sich zu amüsiren. Und dem genügt sie mit allen Kräften.“

Melanie senkte die Lider und stieß unmuthig mit der Spitze ihres kleinen Fußes auf den Boden. Hatte Frau Mosch recht, bestand ihr ganzer Lebenszweck im Amüsement? In welchem Lichte mußte sie dann vor ihm stehen, ihm, der wie sie wußte in der Arbeit das einzige Glück, in der Wirksamkeit für Andere den höchsten Zweck des Lebens sah?

„Darin kann ich Dir durchaus nicht zustimmen, Hulda,“ erwiderte Johannes ernst auf die leichtfertige Aeußerung derselben. — „Auch die Jugend hat sicher bessere Zwecke zu verfolgen, als das leere Amüsement. Ist die Jugend doch die Zeit der Aussaat, wer aber die Aussaat versäumt und sie in leerem Nichtsthun vergeudet, der darf auch auf keine Ernte hoffen.“

„Wie schwer Du Alles nimmst, Johannes! Der Zuschnitt unseres Leben, d. h. in unsern Kreisen, ist nun einmal so, daß das Vergnügen den größten Theil darin einnimmt. Wie kämpft man dagegen an? Der Zeitgeist ist Herrscher, und im Uebrigen schade um jede Minute heiteren Genusses, die man sich unnöthigerweise versagt. Bietet doch das Menschenleben überhaupt nur Momente des Glückes. Nimmt man auch diese hinweg, so bleibt zuletzt nur das schaale Nichts.“

„Für die trägen Menschen, ja, die nichts wirken wollen und mögen. Dem Thätigen, der bestrebt ist zu nützen und das Gute will, behält das Leben immer Werth. Um das Bild, das ich vorhin anwandte, weiter auszuführen: Wer da säet in der Jugend, zeitigt Früchte in den Jahren der Kraft und erntet dieselben im Alter. Kann der Mensch mehr begehren, ist das nicht Glück?“

Um Hulda's schöne Lippen zuckte es wie Verdruß, sie wollte etwas entgegnen; aber das Kammermädchen kam herein, die Modistin anzumelden, die der schönen Freundin des Banquier Altenburg eine neue Robe zu dessen bevorstehendem Feste überbrachte. Mit einem raschen Kopfnicken sich verabschiedend, rief sie noch im Fortgehen Johannes zu: „Darüber nachher noch mehr. Deine Lebenstheorie scheint mir recht hübsch und poetisch, aber leider nicht wahr!“

„Das bedaure ich,“ entgegnete Johannes achselzuckend und wandte sich dann zu Melanie, die an's Fenster getreten war und verlegen über dieses unverhoffte tete-a-tete mit dem heimlich geliebten Manne unruhig an ihren Handschuhen zupfte, die sie bereits, zum Fortgehen sich rüstend, angelegt hatte.

„Und was sagen Sie zu meiner Theorie?“ fragte er die bang und erröthend zu ihm Aufschauende, die in ihrer jungfräulichen Befangenheit doppelt reizend ihm erschien.

„Ich? — O, ich finde sie sehr schön, und möchte wohl, ich könnte ihr nachleben!“ — „Sie wünschten das wirklich, — wirklich? —“

Er blickte ihr tief in die Augen, ein Gefühl regte sich in ihm, so heiß und so rein, — so wie er es einst empfunden in der Jugend schönen Tagen und wie er es nie mehr wieder empfinden zu können vermeint hatte.

„Zweifeln Sie daran?“

„Melanie, Sie, so gewohnt an eine rauschende Geselligkeit, an Glanz und Fülle des Genusses, Sie müßten ein Leben, das Alles das entbehrte, unerträglich finden.“

Sie sah ihm mit unschuldiger Bitte in die Augen: „Denken Sie nicht so niedrig von mir; ich bin nicht ganz so versunken in Vergnügungssucht, wie es den Anschein hat, wie Sie es meinen.“

Er hielt noch immer ihre Hand fest, dann ließ er sie plötzlich sinken und sagte leise und schmerzlich seufzend:

„O wären Sie arm, wären Sie an Stelle Ihrer Cousine Adelaide — dann, dann dürfte ich hoffen!“

„Und jetzt nicht, jetzt nicht?“ schwebte es bange fragend auf Melanie's erbleichenden Lippen.

Aber schon öffnete sich die Thür und Hulda trat wieder in's Zimmer. Melanie suchte sich zu fassen; sie stotterte, um doch etwas zu sagen:

„Sie kennen meine Cousine Adelaide?“

„Ich kenne sie und schätze sie hoch, wie auch Ihre ehrenwerthe und liebenswürdige Tante. —“

Hulda musterte mit überraschten Blicken die erregten Mienen der Beiden, die diese vergeblich zu beherrschen bemüht waren.

„Von welcher liebenswürdigen Tante Melanie's sprichst Du, Johannes? Ich habe nicht das Glück eine solche zu kennen.“

„Von der Räthin Franzius, der Schwester des Banquier Altenburg,“ entgegnete Johannes, sich wieder fassend, mit scharfer Betonung.

„Aha!“ —

Hulda hatte in der That hier und da von dieser in ärmlichen Verhältnissen lebenden Schwester ihres Freundes gehört. Da diese aber außerhalb der Gesellschaft lebte und Altenburg niemals ihrer Erwähnung that, glaubte auch sie, dieselbe nicht weiter beachten zu dürfen.

„Du hast Frau Räthin Franzius kennen gelernt! Da bist Du glücklicher als wir andern Freunde des Altenburgschen Hauses. Die Dame lebt so einsiedlerisch, selbst bei ihrem Bruder ist sie ein seltener Gast.“

„Vielleicht nicht durch ihre Schuld!“ entgegnete Johannes nicht ohne Bitterkeit. — „Außerdem scheinen ihre Verhältnisse ihr nicht zu erlauben, einer größeren Geselligkeit zu pflegen. Sie meidet daher auch wohl gern die luxuriösen Soireen im Hause Altenburg, in denen sie vielleicht doppelt ihre Armuth und sich selbst als nicht hingehörig oder gar nur geduldet empfindet.“

Melanie zuckte bei diesen Worten leicht zusammen, ihre Augen richteten sich mit zweifelnder Frage auf Johannes: „Ist arm zu sein denn ein so großes Unglück? Vor wenigen Minuten erst war ich geneigt, die Armuth recht zu beneiden.“

„Die Armuth an sich ist gewiß kein Unglück — aber sie kann drückend, ja schmerzlich drückend werden, wenn sie durch Verhältnisse in die Abhängigkeit des Reichthums gedrängt wird, der gar zu oft geneigt ist, seine Macht in nicht immer delikater Weise fühlbar zu machen.“

Melanie's Antlitz übergoß sich mit dunklem Purpur. Sie hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Warum auch mußte sie diesen Vorwurf ohne Abwehr hinnehmen mit dem Bewußtsein, daß er nur zu gerecht sei! — War sie denn bisher blind gewesen für ihr eigenes Thun, daß ihr jetzt erst die Augen über dasselbe aufgingen?

Johannes Blick wurde milde und weich, als er des erregten Mädchens tief innere Bewegung sah. Er nahm ihre zarte, bebende Hand in die seine und sagte, sie zum Abschied sanft und beruhigend drückend: „Auch edle Naturen können im Irrthum befangen den rechten Weg verfehlen, aber sie werden, wenn sie ihn gefunden, das Versäumte gut zu machen suchen und dadurch ihren Irrthum sühnen.“

Als Melanie fort war, warf Hulda sich ungeduldig in einen Fauteuil und rief verdrießlich: „Welch seltsamer Einfall, Johannes? Kommt es Dir zu, Dich in die Verhältnisse der Altenburg's zu mischen, über ihr Thun und Lassen ihren Verwandten gegenüber Dein Urtheil zu fällen? Erzählt Melanie, was hier gesprochen worden, zu Hause wieder — und sie wird das thun — dann fällt ihres Vaters Zorn auf uns Beide.“

„Diesen Zorn brauche ich nicht zu fürchten. Leider scheint das bei Dir anders zu sein.“

„Wer weiß, ob Du ihn dennoch nicht mehr zu fürchten hast, als ich!“

„Ich verstehe Dich nicht. —“

Sie heftete ihr Auge fest auf sein Gesicht, damit ihr nicht der kleinste Zug, die kleinste Bewegung in demselben entgehe und sagte lächelnd:

„Glaubst Du, daß ich weniger scharfsichtig bin, als die übrige Welt, die Dich schon lange im Banne der Altenburg's vermuthet? Nur schwankt man noch, wen Du bevorzugst, die Mutter oder die Tochter.“

Sie wollte laut auflachen; aber das Lachen erstarb auf ihren Lippen bei dem ernsten, ja fast drohenden Blick, den Johannes auf sie niederschoß.

„Lasse Deine frivolen Scherze mit mir, Hulda! Ich gehöre nicht zu denen, die dergleichen ertragen können und mögen. Vor Allem aber warne ich Dich, die Reinheit dieses jungen liebenswürdigen Kindes anzutasten, das ein gar zu leichtfertiger Vater Deiner Fürsorge, der Fürsorge seiner Geliebten anvertraut.“

Hulda sprang auf, ihre Mienen waren wie verwandelt. Die sonst so sehr in der Gewalt sich habende Frau bebte vor Leidenschaft. Ihre Augen glühten, ihre Hände krampften sich zusammen.

„Wer sagt das, wer wagt das zu sagen?“

„Nicht ich allein,“ war seine gelassene Antwort, „die ganze Welt, die Dir ja so durchaus glaubwürdig erscheint, mit mir....“

„So lügt die ganze Welt und Du mit ihr.“

„Lügt die Welt wirklich, so will ich mich gerne einen Lügner schelten lassen. Hulda — ich kam heute in der Absicht her, um gerade über dieses Gerede der Welt mit Dir zu sprechen. Ich bin Dein nächster Verwandter, ich lebe mit Dir in einer Stadt, und wenn man laut und leise sagt, die schöne Hulda Mosch lebt von den Unterstützungen ihrer Anbeter, vorzüglich des Einen, Bevorzugten, des Millionärs Altenburg, so greift das auch meine Ehre an und ich habe ein Recht Dich zu fragen: „Ist das wahr oder ist es Verläumdung? Du hast indessen diese meine Frage beantwortet, noch bevor ich sie an Dich richtete.“

Sie hatte mit hastigen Schritten einige Male das Zimmer durchmessen, jetzt ließ sie sich wieder in den Fauteuill nieder und winkte auch Johannes, Platz zu nehmen.

„Höre mich an, Johannes, zu Dir will ich ganz offen, sein, so offen wie zu keinem Menschen sonst auf Erden. Ich bin es Dir schuldig um Deines Vaters willen, der allein von Allen, die ich je gekannt, mir uneigennützige Freundschaft erwiesen hat. Meine Vergangenheit wirst Du durch ihn kennen gelernt haben. Dennoch denkst Du vielleicht, ich sei ein verwöhntes Kind des Glückes. Ich bin es nicht, bin es nie gewesen. Mein Leben war verfehlt, noch ehe ich es recht begann. Und jetzt! — O, Du weißt nicht, was ich gelitten habe, als ich meinen Gatten verlor, verlor in so schrecklicher, entsetzensvoller Weise. —

Mit sich und der Welt zerfallen, floh er feige aus dem Leben, mich allein dem trostlosen Kampfe mit dem Dasein überlassend.

Johannes machte eine abwehrende Bewegung: „Laß ihn in Frieden ruhen, er steht jetzt vor einem höheren Richter!“

„Gut, nehmen wir das an. Sein Tod aber war das Grausamste, was er mir anthun konnte. Ich grollte mit dem Todten und dachte ernstlich daran, ihm nachzuahmen, gleich ihm mit raschem Entschlusse von der Lebensbühne abzutreten. Aber der Muth fehlte mir und die Stimme der Hoffnung raunte mir in's Ohr: Noch ist die Möglichkeit vorhanden, Dich von dem Falle aufzurichten, Dir ein neues Glück zu begründen.“

„Und an Deinen Sohn, an Deine Pflichten gegen denselben dachtest Du nicht?“ warf Johannes herbe ein.

„Warum soll ich heucheln? Nein, die Rücksicht auf ihn war es nicht, die mich zurückhielt; was bin ich ihm, was kann ich ihm sein? Dein Vater hat sich seiner angenommen, er ist unter gutem, unter dem besten Schutze! — Ich suchte mich also mit dem Leben zu versöhnen, man reichte mir hilfreich von allen Seiten die Hand dazu. Ich nahm, was man mir bot; doch ich schwöre Dir, was auch die Welt über mich sagen mag, so weit habe ich mich niemals erniedrigt, meine Liebe zu verkaufen.“

„Ich glaube Dir, Hulda,“ sagte Johannes, ihr die Hand reichend, „und danke Dir für Dein Vertrauen. Doch nun erkläre mir weiter —“

„Wie Altenburg dazu kommt, mich so glänzend zu unterstützen?“ fiel sie ihm in's Wort, den gewohnten, leichten Ton wieder anzuschlagen suchend. — „Natürlich — wie könnte ich es leugnen? — weil er in meinen Banden, von einer Leidenschaft für mich erfaßt ist, die ihn mir zum Sklaven macht. Daß er thörichte Hoffnungen hegt, wage ich nicht abzustreiten. Doch irrt er sich, wenn er glaubt, ich werde sie jemals erfüllen, es sei denn —“

Sie brach plötzlich ab und Johannes gerade in's Gesicht blickend, fragte sie:

„Was ist's zwischen Dir und Dora? — Ich weiß wohl, Euch verbindet etwas, das sich dem Auge der Welt verbirgt. Gestehe, Du hast sie geliebt, — liebst sie vielleicht noch jetzt? — O, mache nicht so abwehrende Geberden. Das Interesse für das Kind, für Melanie, ist nur der Vorwand für ein anderes Gefühl, das Dich zu den Altenburgs zieht. Dora's Vater, der vor einigen Monaten hier zum Besuche war, hat mir in der Geschwätzigkeit seines Alters manches aus Dora's Jugend erzählt. Sie wurde von zwei Freunden zu gleicher Zeit geliebt. Doch den anfangs Bevorzugten trieb das Schicksal in die Ferne, sie vergaß ihn in den Armen des Gegenwärtigen.“

„Genug, genug,“ unterbrach sie Johannes mit bebenden Lippen. „Wozu diese Erinnerungen aufs Neue erwecken?“

„So trog mich meine Ahnung nicht? Du, Du bist jener Betrogene, Vergessene, dessen Verlust sie jetzt wahrscheinlich, da er ihr unerreichbar ist, erst zu beklagen beginnt?“

„Der Betrogene, Vergessene!“ rief Johannes mit ausbrechender Bitterkeit. „Ja, ich bin es, dem ihr Verrath fast das Herz gebrochen hat, den sie an der Menschennatur zweifeln lehrte. Und Du glaubst, ich könnte sie noch lieben, dieses Weib ohne Gefühl und Gewissen, das aus Interesse sich einem ungeliebten Mann vermählt hat? — Ja, des holden Mädchens Liebreiz hat zum ersten Mal nach jener furchtbaren Enttäuschung wieder wärmere Gefühle in meiner Seele erweckt. Aber sie führt den Namen Altenburg, und der Name und das Gold ihres Vaters sind es, die sich trennend zwischen mich und meine Liebe drängen. — Doch sprechen wir nicht weiter von mir. — Du hast Schmerzen wach gerufen, die mit einem Glück meiner Seele bei dem treulosen Freunde auf einem der Kirchhöfe Neapels begraben ruhen. Es handelt sich jetzt um Dich, Hulda, um Deine Zukunft.“

Sie sah auf's Höchste bewegt mit feuchtem Blick ihm in's Auge:

„Giebt es denn überhaupt noch eine Zukunft für mich? Freilich, als Du hierher kamst, Johannes, in diese Stadt, Du, mein nächster, mein einziger Verwandter, — als ich Dich, Deinen redlichen Sinn, Deine Uneigennützigkeit kennen, als ich Dich achten lernte, wie außer Deinem Vater sonst keinen Mann auf Erden, da stieg wohl für einen Moment die Hoffnung in mir auf, daß durch Dich mir die Rettung kommen könnte, daß Du mir die Hand reichen würdest, um mich emporzuheben, zu lösen aus erdrückenden Banden.“

„Und warum sollte diese Hoffnung nicht zur Wahrheit werden, Hulda?“ rief er warm. — „Ja, ich will Dir die Hand reichen, will Dir helfen, Dich aus unwürdigen Verhältnissen zu befreien. Und noch mehr. Du siehst mich heute schon vor Dir als Bote meines Vaters, der mich mit bestimmten Vorschlägen für Dich beauftragt hat.“

Sie sah ihn mit großen, bangen Augen an und faßte heftig nach seiner Hand.

„Vorschläge, Johannes, Vorschläge von Deinem Vater? — O Gott, mich kann ja Eines nur retten, Eines nur, was ich ersehne und anstrebe, um meines Sohnes willen, in dessen Augen die Mutter so gern rehabilitirt sich sehen möchte. —“

„Und dieses Eine wäre?“ —

„Daß ein Mann sich findet, der bereit ist, mit seinem Namen die Flecken zu decken, die auf dem meinigen, auf dem der Gattin und Wittwe von Ferdinand Mosch ruhen.“

Johannes blickte zu Boden, seine Stirn runzelte sich!

„Ich dächte, es gäbe auch noch einen anderen Weg zur Rettung, der für's Erste wenigstens zweifellos der sichere wäre. — Unterbrich mich nicht, ich bitte Dich darum, sondern höre mich zu Ende, bevor Du mir Deine entscheidende Antwort giebst. Daß ein Verhältniß wie das, welches Dich mit Altenburg verbindet, von keiner Dauer sein kann und früher oder später brechen muß, das wird auch Dir klar sein. Ist es aber nicht klüger und sogar geboten für Dich, diesem unvermeidlich gewaltsamen Bruche vorzubeugen, die Ketten zu lösen, ehe sie Dir unheilbare Wunden geschnitten? Mein Vater nun bietet Dir durch mich sein Haus zur ersten Zuflucht an. Verlasse, ohne daß Jemand vorher etwas ahnt — man würde Dich sonst zum Bleiben zu überreden suchen — wo möglich schon morgen diese Stadt, gehe zu meinen Eltern. Meine Mutter, wenn auch mit Deiner bisherigen Lebensführung nicht einverstanden, ist gleichwohl bereit, wie eine Tochter Dir ihre Arme zu öffnen und wahrlich, keinen besseren Ort kann es geben, ein krankes Gemüth zu trösten, ein unruhiges Herz stille zu machen, als das Haus meiner lieben Eltern. — Ich, während dessen, ordne hier Deine äußeren Angelegenheiten, Du aber, im stillen Frieden meines heimathlichen Pfarrhauses, von der echten Liebe und Theilnahme edler Herzen umgeben, die Dir vielleicht immer gefehlt hat, wirst das in Deinem ruhelosen Leben verlorene Gleichgewicht der Seele wiedergewinnen und es dann gar nicht mehr schwer finden, in bescheidenen, aber wie ich ja von Dir selbst weiß, immerhin gesicherten Verhältnissen Deinem Sohne zu leben, dessen kindliche Liebe Dir sehr bald ersetzen wird, was Du hier etwa an Neigung einbüßest!“

Er hatte in seinem Eifer, sie zu überzeugen, immer lebhafter gesprochen und gar nicht bemerkt, wie sie bebend mit leisem Stöhnen nach Athem rang, bis sie plötzlich jäh aufsprang und in höchster Aufregung ihre Hand wie beschwörend ihm entgegenstreckte.

„Nicht weiter“ — drang es wie ein qualvoller Schrei aus ihrer Brust. „Dieses Bild des Friedens ist nicht für mich, das Alles kommt zu spät — zu spät.“

Johannes sah Hulda betroffen an.

„Zu spät nur dann,“ sagte er ernst, „wenn Du nicht mehr selbst in Dir die Kraft findest, finden willst, Dich zu erheben.“

Sie bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Du hast Recht, mir fehlt die Kraft und der Wille.“

„Dann freilich haben wir nichts mehr mit einander zu verhandeln!“

Mit zorniger Hast griff er nach seinem Hut, um zu gehen. Im selben Augenblick schlug die Korridorglocke an und das Mädchen öffnete die Thür, den Banquier Altenburg meldend.

„In mein Kabinet,“ befahl Hulda mit rauher Stimme. „Ich habe augenblicklich Besuch und lasse Herrn Altenburg bitten, sich ein wenig zu gedulden.“

„Wozu den Freund warten lassen, den Du nicht aufzugeben nach Allem entschlossen scheinst?“ rief Johannes bitter, sobald das Mädchen das Zimmer wieder verlassen hatte. „Du siehst, ich bin im Begriff zu gehen.“ —

„Doch nicht, ohne daß ich Dir zuvor gedankt habe,“ entgegnete sie, rasch auf ihn zutretend, ihre feuchtschimmernden, schönen Augen mit stummer Bitte zu ihm aufschlagend, „Dir und Deinem edlen Vater! Glaube mir, ich empfinde ganz die Hochherzigkeit dieses Anerbietens; aber ich kenne mich selbst zu genau, um nicht zu wissen, daß ich es nicht annehmen kann, nicht annehmen darf. Ich würde den Frieden, den Du für mich hoffst, in Deinem trauten Vaterhause nicht finden, würde vielleicht die letzten Jahre Deiner lieben alten Eltern mit Unruhe belasten. Mein Schicksal muß sich erfüllen, muß sich hier erfüllen, auch schon aus äußeren Gründen. Warum soll ich es Dir verhehlen? — Trotz der reichen Zuschüsse Altenburg's habe ich noch immer Schulden, Schulden, die theilweise noch aus den Lebzeiten meines Mannes herrühren, theilweise von mir selbst auf's Neue kontrahirt sind. Wer sollte dieselben tilgen? Von Dir, von Deinem Vater könnte ich, selbst wenn Ihr in Eurer Großherzigkeit Euch dazu erbötet, solch ein Opfer nicht annehmen. Weiß ich doch, daß Ihr selbst nicht bemittelt genug seid, um ohne Entbehrung von dem, was Ihr besitzet, Andern abgeben zu können. Du siehst also, dieser Weg der Rettung ist mir verschlossen; doch es giebt noch einen andern, den ich einschlagen werde, und den ich siegreich zu beschreiten hoffe, ein Weg, der mir Genugthuung für manche Kränkung, Dir Rache für den schnöden, an Dir verübten Verrath bringen soll!“

Dabei hatte sie mit leidenschaftlicher Bewegung seine Hand ergriffen, drückte sie heftig und war dann hinausgeeilt, seinen Augen entschwindend, bevor er nur ein Wort zu antworten vermochte.

Verwirrt schaute er ihr einen Moment nach: Was bedeutet das? — Rache nehmen für ihn? Begehrte er denn der Rache? Nein, nie und nimmer durfte sie ihre Drohung ausführen; er am wenigsten wollte ihr den Vorwand geben zu einer That, die, wie er zu ahnen meinte, zu den bösen Fehlern ihres Lebens den bösesten hinzuzufügen drohte.

VIII.

„Ich möchte Adelaide heute Abend ein Stündchen besuchen, Mama,“ sagte Melanie am andern Tage zu ihrer Mutter, als sie mit derselben im Salon auf den Vater wartete, der heute länger als sonst ausblieb. „Willst Du so gut sein, mich vom Diener abholen zu lassen?“

„Zu Adelaide?“ fragte Dora, ihre Tochter mit einem verwunderten Blicke messend. „Wie kommst Du zu diesem seltsamen Einfall? — Du gehst ja sonst nie zu Deinen Verwandten, wenn sie nicht ganz besonders darum bitten? Uebrigens glaube ich nicht, daß der Papa das gern sieht.“ —

„Und warum nicht, Mama? Tante Klotilde ist eine allgemein so geachtete Frau und Adelaide so pflichtgetreu, so fleißig, — ich glaube, ich könnte Manches von ihr lernen.“ —

„Zu dieser Erkenntniß kommst Du etwas spät, Melanie,“ bemerkte Dora mit leisem Spotte. — „Bisher hast Du an alle diese gerühmten Eigenschaften noch garnicht gedacht, und betrachtetest es immer als ein Opfer, wenn Du mich oder Papa zu Tante Klotilde begleiten solltest.“

„Freilich,“ bekannte Melanie erröthend. — „Aber ich sehe, wie thöricht, ja unverantwortlich mein Benehmen gewesen ist, und möchte daher mein Unrecht wieder gut zu machen suchen.“

Dora sah äußerst verstimmt aus; sie wollte noch eine Frage thun; aber in diesem Augenblick trat der Gemahl ein und sie zog es vor, zu schweigen, da das Antlitz des Eintretenden eine bei ihm zwar nicht ungewöhnliche — reiche Männer haben zuweilen ihre Launen wie nervöse Frauen — aber doch heute besonders auffallende Verstimmung zeigte. Während des ganzen Mittagessens blieb der Banquier verdrossen und verhielt sich fast gänzlich stumm, unaufhörlich in seinen Zähnen stochernd, wie es bei übler Laune seine Gewohnheit war. Nach Tisch, als im Wohnzimmer der Kaffee gerichtet wurde, warf er sich, seine Cigarre anzündend, in einen Stuhl, schob aber die Zeitungen, die er sonst beim Kaffeetrinken zu durchblättern pflegte, bei Seite, drehte den Kopf nach seiner Frau hin, die, mit Melanie in einiger Entfernung von ihm am Tische sitzend, mit der Durchsicht von Journalen sich unterhielt, und fragte mit erzwungener Gelassenheit:

„Hast Du die Einladungen zu unserm Fest schon abgehen lassen?“

Sie antwortete ohne aufzusehen mit der ihr seit lange zur Natur gewordenen kühlen Gleichgültigkeit:

„Gestern hat der Diener sie ausgetragen.“

„Auch an Professor Grieben?“

Jetzt blickte sie von dem Blatte auf, während Melanie, um ihre Unruhe bei Nennung dieses Namens zu verbergen, sich noch tiefer über ihre Lectüre beugte.

„Gewiß,“ entgegnete Dora, nicht ohne in ihrem Ton ein leises Erstaunen durchklingen zu lassen — „er stand ja, wie Du weißt, auf der Liste.“

„Ich erinnere mich,“ der Banquier stieß die Cigarre aus und warf sie fort. Jede seiner Bewegungen zeigte von Unruhe und innerem Aerger. —

„Da es nun einmal geschehen, ist nichts mehr daran zu ändern. Für künftige Fälle ersuche ich Dich indessen, den Namen Grieben's auszustreichen! Ich wünsche diesen Umgang abzubrechen.“ —

Dora erhob sich jetzt halb von ihrem Sitze.

„Und warum, wenn man fragen darf?“

„Darüber brauche ich Dir wohl keine Rechenschaft zu geben. Es ist so mein Wille.“

„Dann wäre es sicher besser gewesen, Du hättest den Vetter von Frau Hulda Mosch nicht in so beinahe gewaltsamer Weise in unser Haus gezogen, — er wäre ohne diesen Zwang, wie ich versichern kann, demselben sicher fern geblieben, und Du hättest Dir und uns Allen das Peinliche eines, wie mir scheint, gänzlich unmotivirten Bruches erspart.“

Der Banquier trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Tische.

„Ob unmotivirt, ob nicht, das ist meine Sache. Auch will ich nicht fragen, warum Du von dem, wie Du mich glauben machtest, Dir gänzlich unbekannten Manne doch schon so genau vorher wußtest, wie er sich gegen unser Haus zu verhalten wünschte. Das sind indessen vergangene Sachen, die nicht hierher gehören“ —

„Gewiß nicht,“ rief Dora mit aufflammendem Zorn. „Meine Vergangenheit gehört mir; sie ist mein Heiligthum, in das einzudringen ich Niemand ein Recht zugestehe — Niemand —“

Einen Moment begegneten sich die Augen der beiden Gatten, die ihren furchtlos herausfordernd, die seinen mit stummer Drohung. Dora zitterte vor innerem Unwillen. Was bedeutete das? Wagte ihr der Ungetreue, über dessen Schwächen sie so nachsichtig die Augen zudrückte, gar noch Vorwürfe zu machen? — Vorwürfe über Vergangenes, und in so schonungsloser Weise in Gegenwart seines eigenen Kindes, ihrer Stieftochter? — Unerhört und über die Maßen taktlos, wie es eben nur Jemand sein kann, der in Hochmuth und Selbstverblendung für seine Person Alles erlaubt hält. —

Der Banquier erhob sich, mit gereizter Miene um sich blickend, als suche er einen Gegenstand, an dem er unter irgend einem Vorwande seinen inneren Unmuth auszulassen vermöge. Sein Auge traf Melanie, die mit gespanntem und traurigen Ausdruck zu ihm aufsah:

„Auch Dir sei es gesagt,“ fuhr er auf, „daß Du den von Dir geliebten gar zu intimen Verkehr mit diesem Herrn Professor einstellst, — wo Du ihn auch sehen mögest, ob hier bei mir, ob in einem andern Hause!“

„Papa!“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Pferdefleisch. — In den Ver. Staaten giebt es im Verhältnisse zu der Zahl ihrer Bewohner mehr Pferde, als irgendwo sonst auf der Erde. Naturgemäß ist also hier auch die Zahl derjenigen Pferde größer, die in Folge von Unfällen getödtet werden müssen. Pferdefleisch als Nahrung für die Menschen zu verwenden, ist bekanntlich in Belgien, Frankreich und Deutschland allgemein üblich, und dasselbe ist zu solcher Verwendung, was Nahrhaftigkeit und Zuträglichkeit anlangt, vortrefflich geeignet. Während es also ein ungerechtfertigtes Vorurtheil sein würde, in Ländern, in denen es an animalischer Nahrung mangelt, Pferdefleisch nicht zu genießen, empfiehlt es sich nicht, den Genuß desselben da einzuführen, wo der durchschnittliche Verdienst der Leute denselben noch gestattet, das Fleisch der Rinder, Schweine, Schafe u. s. w. vorzuziehen. Die wissenschaftliche Untersuchung des Pferdefleisches auf seinen Gehalt an Nährstoffen weist nach, daß dasselbe hinter dem Rindsfleische nicht zurücksteht, aber unsere Zunge belehrt uns, daß der Wohlgeschmack desselben an denjenigen der in unseren Küchen gebräuchlichen Fleischsorten nicht hinanreicht. Hoffen wir daher, daß es uns in den Ver. Staaten noch lange erspart bleibt, zum Pferdefleisch als Nahrungsmittel greifen zu müssen.

Verwerflich dagegen ist das Verfahren, das man hier in Betreff der Beseitigung der Pferdecadaver noch allgemein verfolgt. Im Westen läßt man die Leichen noch einfach im Walde oder auf der Prairie verfaulen und verbrennt sie blos dann, wenn ihr Gestank der Nachbarschaft lästig wird, im Osten begnügt man sich damit, die Körper zu verscharren. Man bedenkt nicht, daß das Fleisch der Pferde für die Schweine und Fische ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel bildet, und daß der Werth desselben, wenn es zerkleinert und den Composthaufen, die auf keiner Farm fehlen sollten, einverleibt wird, künstlichen Düngmitteln im Betrage von $40 gleich ist.

Deutscher Weizen. Unsere Bundesregierung hat die Einführung einer deutschen Weizen-Varietät, welche unter dem Namen „Bernsteinweizen“, amber wheat, bekannt ist, veranlaßt. Aus Deutschland wurde diese Sorte vor einigen Jahren importirt und zuerst im südlichen Kentucky angebaut, woselbst sie auf reichem, sandigem Boden an den Ufern des Ohio sehr gut gedieh; vom Acker, auf dem anderthalb Bushel ausgesäet worden, erntete man vierzig Bushels, also ungefähr das siebenundzwanzigste Korn. In der Umgebung von St. Louis wurden auf mäßig gutem Lande vom Acker 49½ Bushels gewonnen, und Kenner nehmen an, daß diese Sorte, wenn auf reichem Weizenboden kultivirt, in günstigen Jahren bis zu 90 Bushels ergeben wird. Eine Aehre enthält zumeist sechzig bis siebzig Körner, das Stroh ist lang und steif und wird vom Rost fast gar nicht befallen.

Umschlagen des Weines. „Der Wein hat einen Stich“ — sagen wir, wenn wir bei dem Genusse desselben unwillkürlich ein saures Gesicht machen. Die Bildung von Essigsäure während der Vergährung ist die Ursache dieser unliebsamen Eigenschaft. Durch Pasteurisiren oder einen Zusatz von Salicylsäure können wir die Essigsäure zwar entfernen, aber der Wein bleibt wenigstens eine Zeit lang schal.

Am Rhein sucht man den Wein vielfach dadurch vor dem Umschlagen zu schützen, daß man die Fässer schwefelt oder mit Schwefel einbrennt. Es schützt dies dagegen, daß der Wein einen Stich bekommt, aber dem Consumenten ist damit schlecht gedient, denn die schwefliche Säure verursacht Kopfweh und Unbehagen. Es läßt sich jedoch keineswegs verkennen, daß in vielen Fällen ein schwacher Schwefelbrand recht günstig für die Conservirung des Weines wirken kann, aber meistens hat man dabei eine zu freigebige Hand und das ist's eben, was die Sache bedenklich und oft unangenehm macht.

Die Manipulation, essigstichigen Wein über Trester zu gießen und neu gähren zu lassen, hat nicht nur keinen Werth, weil das Essigferment ja doch nicht todt gemacht wird, sondern es hat auch noch die weitere Gefahr, daß ein solcher Wein noch mehr als er es bereits ist, verdorben werden kann. Alle Entsäuerungsmittel durch Kalk- oder Kalisalze, sowie das alte Mittel, einen Wasserzusatz zu geben, sind von wenig oder gar keiner Bedeutung, da, wie bereits gesagt, die Ursache des Essigstichs nicht beseitigt, der Keim nicht getödtet wird. Beim Pasteurisiren allerdings wird dieser Zweck erreicht, weil hier bekanntlich der Wein auf eine Temperatur von 60° C. erhitzt und damit die Krankheitsstoffe unschädlich gemacht werden. Aber wie bereits vorhin erwähnt, hat dieses Verfahren sein Bedenken und wird man jedenfalls gut thun, wenn man überhaupt zum Pasteurisiren seine Zuflucht nimmt, den so behandelten Wein mit einem am andern Wein zu verstechen (verschneiden). Ist allerdings die Krankheit schon sehr weit vorgeschritten, so verwendet man einen solchen Wein zu Essig.

So ziemlich alle Krankheiten der Weine lassen sich — abgesehen von schlechten Traubensorten oder unentwickelter Reife — auf verfehlte Behandlung und besonders auf schlechten Kellerbetrieb zurückführen. Es ist nicht zu glauben, in welch' leichtfertiger Weise man mit dem doch werthvollen Product der Reben umgeht, welch' unreine Gefäße oft für dessen Aufbewahrung verwendet werden. Und doch nimmt der Wein so gerne jeden fremden Beigeschmack auf. Das Wunderbarste bei der Sache ist, daß es Leute gibt, die sich so sehr daran gewöhnt haben, verdorbenen, unrein schmeckenden Wein zu trinken, daß sie schließlich das Bessere von dem Schlechteren nicht mehr zu unterscheiden wissen. Daß dadurch Tausende und Abertausende an Werth verloren gehen, das begreift man ebensowenig, wie das Bessermachen. Reinlichkeit und abermals Reinlichkeit im Keller und allen Gefäßen, die mit Wein in Berührung kommen, ist das A und O der gesammten Weinbereitung.

— Ein neuer Orden ist in England entstanden, und sein Abzeichen ist eine goldene Rosette. Blaue Rosetten und grüne Bändchen sieht man in England in vielen Knopflöchern, auf dem Busen der Damen und sogar auf dem Flügelkleide des Backfischchens. Blau oder grün ist das Abzeichen der Temperenzler. Die goldene Rosette ist jedoch für die Vegetarianer aufgespart, und diese Leute haben die goldene Farbe zu ihrem Abzeichen gewählt, weil ihre Lehrsätze das goldene Zeitalter, den Frieden zwischen Mensch und Thier, inauguriren sollen. Diese Vegetarianer wollen nicht nur keine Fleischspeisen genießen, sondern auch allen Kleidungsstücken entsagen, deren Verfertigung die Tödtung von Thieren verlangt; also lebt wohl, ihr Pelzmäntel und Lederschuhe! Leider ist das goldene Zeitalter der Vegetarianer so lange eine einseitige Institution, als Wölfe, Tiger und Bären sich nicht dem Orden anschließen und nicht ebenfalls auf Fleischspeisen verzichten.

— Ein Verwaltungsrath hackt dem andern nicht die Diäten aus.

Verschiedenes.

— Gerüchtweise schreibt man der „Nat.-Ztg.“ aus Wien, daß nächstens wieder eine Drei-Kaiser-Zusammenkunft am Horizont erscheinen werde, und zwar als erster greifbarer Ausdruck der aus den Konferenzen zwischen Bismarck und Giers hervorgegangenen besseren Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland.

— Ein in Köthen wohnhafter Kaufmann hatte vor etwa 10 Jahren einen jungen Mann als Lehrling, welcher nach beendeter Lehrzeit nach Amerika auswanderte. Jetzt hat dieser junge Mann seinem früheren Prinzipal die Entdeckung gemacht, daß er sich während seiner Lehrzeit verschiedene Veruntreuungen habe zu Schulden kommen lassen. Das Gewissen lasse ihm keine Ruhe. Der Kaufherr antwortete ihm und gab ihm volle Verzeihung. Hiermit begnügte sich der reuige junge Kaufmann nicht, denn er schickte seinem früheren Prinzipal 10 Dollar mit dem Bemerken, daß der veruntreute Betrag nicht so groß sei, daß aber der überschießende Betrag als Zinsen angesehen werden sollte.

— Am 8. Dezember hat sich in Wien Eduard Leuchert, eines der ältesten Mitglieder des Burgtheaters, erschossen. Er war 61 Jahre alt und war schon seit Jahren von einem quälenden Nerven- und Rückenmarksleiden heimgesucht, das ihn zum Selbstmord getrieben hat. Auf dem Tische neben dem Schlafsessel fand man einen Brief des Verstorbenen an seine Angehörigen, in welchem er sagt, daß er einen raschen Tod seinem langjährigen, unheilbaren, schweren Leiden vorziehe, und daß er aus diesem Grunde den Entschluß gefaßt habe, seinem Leben ein Ende zu machen. Anfangs der fünfziger Jahre galt Leuchert mit Lukas, Gämmerler und Braumüller als einer der vier „schönsten“ Männer von Wien und als erklärter Liebling der Damenwelt.

— Die hohe ungarische Geistlichkeit hat der Regierung eine schwere Niederlage bereitet. Wie bereits mitgetheilt, wurde vom ungarischen Oberhaus die Gesetzesvorlage betr. die Civilehe zwischen Juden und Christen allerdings mit einer unerheblichen Mehrheit abgelehnt. Vollzählig war der hohe Klerus erschienen und die Bischöfe und Kardinäle griffen in scharfer Weise die Vorlage an. Für sie maßgebend ist das Interesse der katholischen Kirche und dieses erblicken sie durch das Gesetz, welches der obligatorischen Civilehe den Weg bahnen soll, gefährdet. Dagegen hielten sie sich von antisemitischen Ausfällen fern; erst am zweiten Tage schlug ein Magnat den Stöcker-Istoczy'schen Ton an. Daß das Gesetz und auch die Einführung der Civilehe selbst nothwendig ist, um wahre, praktische Gewissensfreiheit zu schaffen, vermochten die geistlichen Redner nicht zu widerlegen. Will Ungarn ein Staat im modernen Sinne sein, so muß es die Eheschließung der Kirche aus den Händen winden und so sehr man sich klerikalerseits dagegen sträubt — es wird nicht lange dauern, bis der Schritt wirklich gethan wird.

— Der berüchtigte Straßenräuber Cecchini ist nach seiner letzten Flucht in Ischia, in Rom aufgegriffen. Der Strolch ist erst 27 Jahre alt, hat aber schon mit 17 Jahren seinen ersten Diebstahl begangen. Fünf Jahre später in Zwangshaft auf der Insel Giglio gehalten, stahl er eine Barke und entfloh. In Santo Stefano eingefangen, machte er wieder eine Barke los und wurde flüchtig. In drei folgenden Jahren wurde er nicht weniger als vierzehnmal verurtheilt, und entkam jedesmal. Im Mai 1882 verübte er in Rom einen Straßenraub, gerieth mit den Polizisten in einen blutigen Kampf, verwundete Einen davon tödtlich und entfloh. Man entdeckte ihn im Hause seiner Schwester; er entkam über die Dächer. Im Dezember endlich aufgegriffen, brach er aus dem Kerker von Sant' Andrea aus. Im Januar 1883 machte er einen Raubanfall während der Eisenbahnfahrt; von dem Zugspersonale gebändigt, wurde er in den Gepäckwagen gesperrt, den er erbrach und wieder flüchtig wurde. Man fing ihn nach einigen Tagen ein und verurtheilte ihn zur Galeere; nachdem man ihm das Urtheil gesprochen, erklärte er, daß man ihn nicht dahin bringen dürfte, und er blieb im Worte dieser Großsprecherei, denn er entkam neuerdings den Wächtern, die ihn zu transportiren hatten. Jetzt ist er wieder hinter Schloß und Riegel; auf wie lange, ist noch die Frage.

— Auf verschiedenen Stellen im Stranddistrikte Ringkjöbing an der Westküste von Jütland sind acht Seemannsleichen an das Land geworfen worden; aus dem Zustande der Leichen, sowie aus dem Umstande, daß fünf derselben mit Schwimmgürteln versehen waren, folgert die Strandbehörde, daß vor einiger Zeit ein größeres Schiff in der Nordsee total verloren gegangen sein müsse. Wie nun die vorgenommene Leichenschau ergeben hat, kann kaum noch ein Zweifel darüber sein, daß es sich hier um den Untergang eines deutschen Schiffes handelt. Bei einer Leiche wurde ein Portemonnaie, enthaltend deutsches und englisches Geld, und ein anderes mit goldenen Kragen- und Manschettenknöpfen gefunden; in der Nähe dieser Leiche lag ein Blechfutteral, enthaltend mehrere Atteste und einen Militärpaß in deutscher Sprache für den Matrosen Johann, Friedrich Hermann Christian Taggenroch. Bei einer anderen Leiche wurden außer mehreren Kleinigkeiten ein aus einer deutschen Münze verfertigtes Medaillon, sowie ein Taschenbuch mit deutschen Briefen und Attesten auf den Namen J. D. H. Eggers lautend, gefunden. Bei drei Leichen wurden noch in den Kleidungsstücken die Zeichen H. B. W. B. und D. gefunden, während bei den übrigen sich nichts Näheres konstatiren ließ.

— Die Wiener „Freie Presse“ vom 6. Dezember schreibt: Sonntag Nachmittag gelangte aus der Station Neulengbach nach St. Pölten in das „Hotel Krebs“ der telegraphische Auftrag, für zwei Stabsoffiziere ein elegant eingerichtetes Zimmer in Bereitschaft zu setzen. Der Hotelier räumte zu diesem Zwecke seinen eigenen Salon ein und ließ zwei Betten in denselben stellen. Am Abend traf ein Offizier in Majors-Uniform ein, welcher vorgab, daß sein Reisegefährte später nachkommen werde. Allerdings war es auffallend, daß der Herr Major keinen Säbel trug, sondern in einen Plaid gehüllt war und eine Handtasche mitbrachte. Gegen 10 Uhr begab er sich zu Bette und ließ ins Zimmer eine Flasche Dalmatiner bringen. Dienstag Morgen wollte der Lohndiener dem Major die Kleider putzen, doch das Zimmer war versperrt und wurde auf mehrmaliges Pochen nicht geöffnet. Das Stubenmädchen schloß die Thür mit einem Nachschlüssel auf. Sie fand das Bett unberührt und neben demselben auf einem Sessel die Reisetasche des Herrn Majors. Er selbst war mit Hinterlassung einer Zeche von circa 20 Gulden verschwunden. Rasch sprang Herr Bittner zur Chiffoniere, in welcher seine Gold-, Silber- und Werthsachen aufbewahrt waren; allein als er diese öffnete, starrte ihm eine Leere entgegen, denn der Schrank war seines Inhalts im Werth von 6000 fl. beraubt. Es fehlten sämmtliche Werthpapiere und Pretiosen, unter Anderem zwei goldene Remontoir-Uhren, einige Bracelets und Ringe mit Brillanten, sowie das ganze Silberservice.

Carpe diem!

Nur nicht warten noch bis morgen!
Wirth, bring' uns das Fäßchen her,
Heute muß es sein getrunken,
Morgen muß es sein schon leer.
Nur nicht warten, nur nicht zögern,
Freunde, das ist nie am Platz!
Carpe diem, carpe diem!
Singet schon Papa Horaz.

Weißt Du denn, ob morgen lächelt
Noch wie heut' der Sonne Licht?
Heute lebst Du, heute lachst Du,
Kennest heut die Sorge nicht!
Nur nicht warten u. s. w.

Nein, es nützt Philosophiren,
Meditiren nützet nie;
Faßt den Augenblick beim Schopfe,
Nicht gefragt erst nach dem Wie!
Nur nicht warten u. s. w.

Wenn Du liebst, dann gleich erkläre
Dich dem strengen Herrn Papa;
Wartest Du, ein andrer Freier
Ist vielleicht im Umsehn da!
Nur nicht warten u. s. w.

Hast Du Durst, so trinke, trinke,
Wenn Du noch 'nen Groschen hast,
Doch wenn nicht, so pumpe, pumpe
Ohne Zögern, ohne Rast!
Nur nicht warten u. s. w.

Willst Du singen, o so singe,
Eh' Du grämlich wirst und alt!
Bald, bald läßt des Sängers Jubel
Auch Dein Herze trüb' und kalt!
Nur nicht warten u. s. w.

Mädel, rück' an meine Seite,
Wirth, das Fäßchen rasch herbei
Und gesungen und geklungen
Froher Bursche Kumpanei!
Nur nicht warten, nur nicht zögern,
Freunde, das ist nie am Platz!
Carpe diem, carpe diem!
Singet schon Papa Horaz.

Achilles Ferse.

Moderne Dienstgesuche.

— Anstellung sucht ein älterer Herr als Hausknecht in einem größeren Geschäfte; derselbe würde auch geneigt sein, nebenbei mit einer Einlage von 4000 M. als Compagnon in das Geschäft einzutreten.

— Bei einem Schuhmacher wünscht ein junger Herr mit eleganten Manieren, welcher das hiesige Gymnasium mit sehr befriedigendem Erfolge besuchte, wegen Mangel an Aussichten das Gewerbe zu erlernen.

— Eine gebildete Dame, welche vom Französischen und Englischen Kenntniß hat und vollendet Klavier spielt, wünscht als Köchin oder Stubenmädchen placirt zu werden.

— Ein Fräulein wünscht als Hausmädchen eine Stelle zu erhalten. Darauf reflectirende Herrschaften wollen Offerten unter Angabe des Honorars und unter Beifügung von Zeugnissen von Damen, welche früher diese Stelle ausfüllten, in der Expedition unter X Y Z hinterlegen. Nur solche Herrschaften werden berücksichtigt, welche ganz zufriedenstellende Zeugnisse besitzen.

— Als Ladentochter wünscht eine Dame von nicht unangenehmem Aeußern in ein feines Geschäft einzutreten. Die Herren Prinzipale wollen gefl. Offerten unter Beifügung ihrer Photographieen und Altersangabe in der Expedition unter „Amor“ hinterlegen.

Ein origineller Liebesbrief.

Von befreundeter Seite wird der „Bresl. Ztg.“ das folgende, von gesundem Humor zeugende Schriftstück eines bei der Garde in Berlin dienenden Oberschlesiers zur Disposition gestellt:

Berlin 4tes Dezember 1883.

Gelipter Bregida.

Schont ser langes Zeit is fer flossen das hab ich Dir verlassen unt hab ich zum Berlin zum Garde gekom. Jez gib mir meine Herz keine Ruhe nich mer bis hob ich dieses Brief zum Dir geschrieben weil kann ich nich kein Schlaf haben wo denke ich nich zum Dir zurück gelipter Bregida du kannst Du mir glauben ich Dir bin so trei wie kein Mensch nich zum ganzes Welt. Is war find sie fiel schönes Mädli hir auch zum Berlin aber keine ich kann so gut sein wie dir mein gelipte Bregida und hab ich hir auch schont zum Musik gewesen aber hat mir nich gefaln weil die Leite tanz do hir ganz andersch hir tanz do nich kein Cupek keine Trojok unt Kregel unt di Mädli da is auch nischt da schimpf do unser Leite imer Usinger da ich denk imer zu dir mein libes Bregidka da bist du gutes Mädli unt lib ich dir zu meine Herz noch einmal so fiel. Du hast du gewis schont fer großes Kümer wi get mir bei Soldati ser gut weil hab ich zum Schule der Deitsch schonnt zemlich gut gelernt und verstet do der ganzes Kommando unt der Inschruggzion unt bei erezir da get mir auch gut weil hab ich gesunt und ich bin ich starkes Man und pas do auf wie Teiwli. Mein Vorgesetztes da is mir alle ser gut unt Herr Haupmann da sag do zu mir Papiduda du bist du Polak aber dichtiges Kerl unt kannst du zum Orlaup nächste Feiertagigen, da ich hab mir ser gefreit das wer ich dir mein Brigidka widersen unt zu meine Herz driken aber ich hab ich imer ein Zweiwelei ob bist du mir noch trei unt hast du mir nicht vergesen. Zum Weinachten da ich möcht kom zum Orlaup zu dir aber ich hab ich kein Gelt nich unt bit ich dir möchst du so gut sein unt schikst du mir par Taler Gelt zum Reise. Wen kom ich da gens wir zum dem Motala zum Musik das wert ser schön sein wenn tanz wir wider ein Lender unt Kalup zusam kan ich ich schont nich erwarten bis kom ich zu dir den Herz möcht mir plazen wen denk ich an das Freide mein gelipter Bregidka.

Liber Bregida schreibs du mir halt ein schönes Brief unt ob werst du mir der Gelt zum Reise schicken das kann ich zeitlich zum Orlaup sich melden bei Haupmann unt gris dein Fater unt Muter unt di Franzka.

Ich gris dir tausentmal unt bleib dir drei bis zum das Tot.

Dein gelipter

Jura Papiduda
Grenadir.

— Zuviel verlangt. Doktor Eichmann hat jüngst in seiner Familie das spartanische Erziehungssystem eingeführt. Er härtet seine Jungen ab, läßt die Kinderstube selbst bei strengster Winterkälte nicht heizen und zudem müssen die Buben vor dem Abendbrot ein brunnenfrisches Bad nehmen und sich dann bis zum Schlafengehen splitternackt in dem ungeheizten Raume aufhalten, wobei es ihnen jedoch unbenommen bleibt, die empfindliche Differenz zwischen der Körperwärme und der äußeren Temperatur durch zweckentsprechende Leibesübungen bestmöglich auszugleichen. Daß es hierbei ziemlich lebhaft und lärmend hergeht, kann man sich denken. Zur festgesetzten Schlafenszeit erscheint dann Papa Eichmann an der Stubenthür und ruft, wie er es von jeher gewohnt ist, mit dem Chronometer in der Hand in das Gewühl hinein: „Neun Uhr ist's, Kinder! Ausziehen und niederlegen!“